

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire =
Rivista storica svizzera

Band: 62 (2012)

Heft: 2

Artikel: Einleitung : Qualität der historischen Forschung : Möglichkeiten und
Fallstricke einer anstehenden Debatte

Autor: Hartmann, Heinrich

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-306522>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Einleitung: Qualität der historischen Forschung

Möglichkeiten und Fallstricke einer anstehenden Debatte

Heinrich Hartmann

An den Hochschulen Europas herrscht das Evaluationsfieber – so oder so ähnlich werden die aktuellen hochschulpolitischen Veränderungen immer wieder paraphrasiert.¹ Und in der Tat, in den letzten Jahren haben die Debatten und Polemiken um neue Formen und Praktiken der Evaluation eine ungeahnte Konjunktur erlebt, öffentlich angefeuert und begleitet von neuen Evaluationsstellen und -agenturen. Ob diese nun privatwirtschaftlich betrieben oder in Form neuer administrativer Bereiche innerhalb der Universitäten verankert werden, führen sie häufig auf Seite der «zu evaluierenden» Wissenschaftler zu Befremden. Ist das Anliegen Forschungsleistungen zu messen überhaupt durchführbar? Und wenn ja, welche Instanz hat genug Legitimität über das «gut» oder «schlecht» der Forschung zu entscheiden? Diese Themennummer der «Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte» beschäftigt sich mit der Frage, ob und wie der Begriff der Qualität in der historischen Forschung zu fassen ist. Anliegen der hier versammelten Beiträge soll es dabei keineswegs sein, pragmatische Lösungsvorschläge für Probleme der richtigen »Messtechnik« zu machen. Es ist auch nicht das Ziel, Probleme vollständig zu erfassen oder endgültige Ergebnisse zu formulieren. Vielmehr geht es den Autorinnen und Autoren darum, die grund-

1 Themennummer: *La fièvre de l'évaluation, Revue d'histoire moderne et contemporaine*, 44/2008, Nr. 4bis. Vgl auch die vehemente Debatte in den deutschen Geschichtswissenschaften, etwa im Rahmen des Forums «Qualitätsmessung, Evaluation, Forschungsrating. Risiken und Chancen für die Geschichtswissenschaften?» auf dem historischen Onlineportal H-Soz-u-Kult. Die Beiträge sind teilweise publiziert in: Rüdiger Hohls, Claudia Prinz (Hg.), *Qualitätsmessung, Evaluation, Forschungsrating. Risiken und Chancen für die Geschichtswissenschaften? Themennummer Historisches Forum*, 2009, Nr. 12.

legenden Determinanten des Qualitätsbegriffs auch und gerade auf einer konzeptionellen Ebene zu hinterfragen.

Die Debatte um die Messbarkeit von Forschungsleistungen, etwa in Form von grossen Evaluationsverfahren, scheint vielerorts in einer Sackgasse zu stecken. Anregungen, die Frage von Qualität neu und anders zu denken, scheinen notwendig. Und dies umso mehr, wenn man verhindern möchte, dass sich die Frage der Qualität in Evaluationsverfahren mehr und mehr aus dem Fach selbst herausverlagert und zum Spielball zwischen Wissenschaftspolitik und einer sich ausweitenden Wissenschaftsverwaltung wird.

Die Geistes- und insbesondere die Geschichtswissenschaften gehören wohl zu den Fächern, in denen solche Entwicklungen am kontroversesten diskutiert werden. Zahlreiche Stimmen reklamieren für diese Fächer eine Sonderrolle. Die schweizerischen Geschichtswissenschaften sind allerdings von diesem Fieber noch nicht vollständig angesteckt. Bisher bleibt es bei einer 'erhöhten Temperatur', die sich in Überlegungen zu einer neuen Kultur der Geisteswissenschaften oder den grundsätzlichen Perspektiven auf mögliche geisteswissenschaftliche Evaluationen erschöpft.² Die wissenschaftspolitischen Fronten scheinen weniger verhärtet als in anderen Ländern. Dies bietet sicher die Chance, sich dem Thema unbefangener und aus einer anderen Perspektive zu nähern und dadurch spezifisch geschichtswissenschaftliche Fragen zu beleuchten. Denn die Geschichtswissenschaften sind nicht nur ein Fach, in dem es Anwendungsschwierigkeiten allzu globaler Qualitätsbegriffe etwa im Rahmen von Evaluationsverfahren gibt, sie bieten auch die Chance, mit ihrer eigenen hermeneutischen Kultur und ihren empirischen Erkenntnissen die Debatte weiter zu entwickeln. Dieses Heft hat somit das Anliegen, neue Anregungen in die Debatte um den Begriff der Forschungsqualität in den Geschichtswissenschaften einzubringen. Zu diesem Zweck werden auf den nächsten Seiten die grundsätzlichen Fragestellungen solcher neuer Perspektiven skizziert. Daran anschliessend werden die Beiträge dieses Heftes in Hinblick auf diese Fragestellungen eingeordnet.

2 So zum Beispiel bei einer Tagung zum Thema «Für eine Kultur der Geisteswissenschaften?», veranstaltet von der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften in Bern, am 30.11. und 2.12.2011, vgl. <http://www.sagw.ch/sagw/veranstaltungen/sagw-agenda-2011/wis-kultur.html>; daneben auch die einschlägige Initiative der CRUS «Mesurer les performances de la recherche», <http://www.crus.ch/information-programme/projekte-programme/projekt-mesurer-les-performances-de-la-recherche.html>, sowie die Zürcher Tagung «Qualität der Forschung in den Geisteswissenschaften», am 27. und 28.10.2010.

«Der Richter muss anwenden, weil er sonst selber ausserhalb des Gesetzes fallen würde.»³ In vielerlei Hinsicht wirkt Friedrich Kittlers Aussage zum Funktionieren literarischer Schreibsysteme erhellend für die Auseinandersetzungen um den Begriff der Qualität im wissenschaftlichen Betrieb. In der Tat, die kritische Würdigung und damit auch Bewertung der Leistungen anderer ist ein Grundregister des akademischen Kollegiums – in den Geisteswissenschaften mit ihrem ohnehin kritischen Lektüreimpetus wohl noch mehr als anderswo. Würden Geisteswissenschaftlerinnen nicht kritisch lesen und versuchen, Beiträge auch zu bewerten, würden sie fundamental gegen ihr disziplinäres Selbstverständnis verstossen. Häufig genug drängen Historiker darauf, dass ihre Arbeit von anderen gewürdigt, bewertet und «begutachtet» wird, wenn es etwa um Rezensionen in prestigeträchtigen Journals und Online-Plattformen geht. Doch in anderen Kontexten sind gerade sie skeptisch gegenüber den Versuchen externer Forschungsevaluation, meist dann, wenn sie darin Versuche eines Eingriffs in ihre akademische Autonomie vermuten. Je nach Kontext können dann Konzepte von Forschungsqualität als wichtige Ressource wissenschaftlicher Selbstbeschreibung, wie auch als unzulässige Intervention «von oben» verstanden werden. Gerade die empörte Zurückweisung wird dadurch begünstigt, dass alle Versuche, Forschungsqualität in den historischen Wissenschaften dauerhaft zu definieren, notwendig zum Scheitern verurteilt sind. Die Geschichtswissenschaften haben kein universell und dauerhaft gültiges Instrumentarium, nach welchem sich Forschung als genügend oder ungenügend bewerten liesse. Jeder Begriff von Qualität muss historisiert werden und kann nur in seiner Abhängigkeit zu einem spezifischen Referenzrahmen ausgedrückt werden. Forschungsqualität wird nur dann erkannt, wenn die Forschenden mit diesem Referenzrahmen umgehen können, wie die Beiträge von Birte Kohtz und Alexander Kraus, Martin Lengwiler und Mario Wimmer einmütig illustrieren.

Doch die Tatsache, dass ein dauerhafter und allgemeingültiger Qualitätsbegriff wohl nie zu finden sein wird, bedeutet indes nicht, dass über Forschungsqualität nicht geredet werden könnte, und nicht auch geredet wird.⁴ Innerhalb wie ausserhalb der historischen Forschungswelt kursieren Konzepte von «Forschungsqualität», die sich allerdings häufig ihrer räumlichen und zeitlichen Beschränktheit bewusst sind.

3 Friedrich A. Kittler, *Aufschreibesysteme 1800.1900*, München³1995, S. 31.

4 Elisabeth Lack, Christoph Marksches (Hg.), *What the Hell is Quality? Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften*, Frankfurt a.M. 2008. Axel Horstmann: «Qualität und Qualitätsprüfung in den Geisteswissenschaften. Perspektiven der Wissenschaftsförderung», in: *Journal for Literary Theory*, 5/2011, Nr. 2, S. 209–228.

Erste produktive Vorschläge für spezifische Anwendungstechniken in den Geisteswissenschaften liegen vor.⁵ Erste kritische und teils polemische Beiträge stehen dagegen.⁶

Auch durch diese Themenummer soll das Dilemma des Qualitätsbegriffs nicht etwa gelöst werden. Unter den Vorzeichen eines neuen *managerialism* werden gerade in den Debatten um neue Evaluationsregime häufig allzu schnelle Lösungen vorgeschlagen und als alternativlose Notwendigkeiten suggeriert. Keine der Autorinnen und keiner der Autoren dieses Heftes hat ein Interesse daran, zu einer solchen technokratischen Debatte beizutragen, vor der schon Werner Plumpe in seinem Essay nachdrücklich warnt. Statt eines funktionalistischen «wie» soll die grundsätzlichere Frage des «warum» oder des «warum nicht» im Vordergrund stehen. Historikerinnen und Historiker haben zudem in den Qualitätsdebatten einen besonderen Beitrag zu leisten: Das Wissen um die historische Gewordenheit wissenschaftlicher Systeme und damit auf ihre jeweiligen Qualitätsbegriffe kann auch den Blick auf die aktuellen wissenschaftspolitischen Debatten verändern. Die Beiträge dieser Nummer wollen nicht nur darstellen, was die Debatte um Qualität und Qualitätsmessung in den Geschichtswissenschaft auslöst, sie wollen auch ausloten, ob und wie historische (Wissenschafts-)Forschung einen Mehrwert in dieser Debatte generieren kann.

Lange nicht alle der heftig geführten Diskussionen um die Möglichkeiten und Grenzen der Forschungsmessung in den Geisteswissenschaften führten zu konstruktiven Ergebnissen. Vielfach erwiesen sich die Vorbehalte als so fundamental, dass einige führende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler das Prinzip der Forschungsevaluation grundsätzlich in Frage stellten.⁷ Filtert man die politisch polarisierenden und

5 Sven E. Hug, Michael Ochsner, Hans-Dieter Daniel, «Entwicklung von Qualitätskriterien für die Forschung in den Geisteswissenschaften – Eine Explorationsstudie in den Literaturwissenschaften und der Kunstgeschichte», in: *Qualität in der Wissenschaft. Zeitschrift für Qualitätsentwicklung in Forschung, Studium und Administration*, 2010 Nr. 4, S. 91–97.

6 Mathias Binswanger, «Der sinnlose Wettbewerb. Im Gesundheitsbereich, in Bildung und Wissenschaft werden jede Menge künstliche Wettbewerbe inszeniert. Höchste Zeit zur Umkehr. Ein Plädoyer», in: *Das Magazin*, 04.09.2010; Monika Dommann, David Gugerli, «Geschichtswissenschaft in Begutachtung. Acht Kommentare zur historischen Methode der Gegenwart», in: *traverse. Zeitschrift für Geschichte*, 18/2011, Nr. 2, S. 154–164; Markus Binder, «Die Angst vor der Vermessung des Geistes», in: *Neue Zürcher Zeitung*, 11.10.2010.

7 Wolfgang Kemp, «Wehe, Behmemoth erwacht – harmlose und weniger harmlose Moden in den Geisteswissenschaften», in: Elisabeth Lack, Christoph Marksches (Hg.), *What the Hell is Quality? Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften*, Frankfurt a.M. 2008, S. 145–152; Martin Hose, «Glanz und Elend der Zahl», in: Prinz, Hohls, *Qualitätsmessung*, S. 91–98; Isabelle Bruno, «La recherche scientifique au crible du benchmarking».

oft emotionsgeladen geführten Debatten, dann lassen sich dahinter verschiedene immer wiederkehrende Motive und Themenkomplexe erkennen. Die wichtigsten sollen hier kurz beleuchtet werden:

1) Eine wesentliche Argumentationsebene betrifft die *Effekte von Evaluationsregimen in den historischen Wissenschaftssystemen*. Instrumente zur Messung von Forschungsqualität sind nicht nur Messinstrumente – sie sind nicht nur nachträglich eingebaute «Benzinstandsanzeiger», die die Verbrennungsprozesse des Motors selbst nicht beeinträchtigen. Man kann davon ausgehen, dass sich Wissenschaftssysteme durch einen verstärkten Kontrollmechanismus nachhaltig verändern werden,⁸ auch wenn viele Folgen nicht abschätzbar sind. Forcieren solche Mechanismen die Tendenz zur Zentralisierung oder können sie auch das Gewicht der einzelnen Fächer stärken? Was heisst das für die Freiräume und die Unabhängigkeit in der Forschung? Diese Fragen bilden auch einen zentralen Hintergrund für dieses Heft, ohne dass sie in diesem Rahmen abschliessend beantwortet werden können. Das universitäre System hat hierarchische Strukturen geschaffen, deren Anpassungs- und Veränderungsfähigkeit sich durch den häufig zitierten *new managerialism* vor eine harte Herausforderung gestellt sieht. An vielen Universitäten wächst der Bereich der Wissenschaftsverwaltung exponentiell. Dieses Wachstum hat auch Implikationen für die oft zitierte Freiheit von Forschung und Lehre, sei es in Form von programmatischen Vorgaben, sei es, dass der Ausbau zu Lasten der wissenschaftlichen Kernaufgaben geht. Evaluation und Qualitätssicherung ist kosten- und ressourcenintensiv und verändert das Aufgabengebiet vieler Forschender dauerhaft. Sie bewerten die Leistungen anderer auf Kosten ihrer eigenen Forschungszeit.

2) Ein weiteres immer wieder angeführtes Argument für die Evaluation von geisteswissenschaftlicher Forschung ist die *Verantwortung gegenüber der Öffentlichkeit*. Wer öffentliches Geld in Anspruch nimmt, muss auch Rechenschaft über dessen Verwendung ablegen, zumal in

king. *Petite histoire d'une technologie de gouvernement*», in: *Revue d'histoire moderne et contemporaine*, 44/2008, Nr. 4bis, S. 28–45.

8 Richard Whitley: «Changing Governance of the Public Science. The Consequences of Establishing Research Evaluation Systems for Knowledge Production in Different Countries and Scientific Fields», in: Richard Whitley, Jochen Gläser (Hg.), *The Changing Governance of Sciences. The Advent of Research Evaluation Systems*, Dordrecht 2007, S. 3–27, S. S. 24f. Peter Weingart, Sabine Maasen: «Elite Through Rankings – The Emergence of the Enterprising University», in: ebd. S. 75–99.

Zeiten knapper öffentlicher Kassen. Allerdings ist das Sparpotential der Geisteswissenschaften gering. Der öffentliche Spardruck setzt sich natürlich auch in diesen Fächern fort, doch stellt sich die Frage, ob dies wirklich der Hauptgrund für die derzeit heftig geführten Debatten um eine qualitativ hochwertige, «exzellente» Forschungslandschaft ist. Spiegelt diese Debatte nicht genau so sehr auch eine Art von wissenschaftlicher Selbstdisziplinierung? Liegt die Motivation dafür, möglichst einheitliche Qualitätsbegriffe zu formulieren, nicht auch in der Frage der Gleichbehandlung der akademischen Fächer untereinander? Wäre es überhaupt möglich, die Geisteswissenschaften aus den neuen Evaluationsregimen auszuklammern? Auch hier kann die historische Forschung etwas zum Verständnis des Verhältnisses der Pole von Wissenschaft und Öffentlichkeit beitragen. Die Frage, an wen sich Wissenschaft richtet und wer über die Qualität ihrer Ergebnisse etwas zu sagen hat, verweist letztlich auch auf eine Sozialgeschichte des Wissenschafts-systems. Die Veränderlichkeiten in diesem Verhältnis könnten auch neue Aufschlüsse über die derzeitigen Konjunkturen der Qualitätsdebatten bringen. Nur mit einem Blick für diese breiteren gesellschaftlichen Kontexte der Debatte, lässt sich ihre Persistenz und ihr Interesse erklären.

3) Bislang blieb in den Geschichtswissenschaften der *Begriff der Qualität* weitgehend unterreflektiert. Gibt es eine Entwicklung in der Anwendung des Begriffs? Welche Hintergründe und Erfahrungen prägen einen solchen Qualitätsbegriff? Mit welcher Legitimation wird er formuliert und wie wird er angewandt? Letztlich schillert hinter diesen Fragen eine weitere Kernkompetenz historischer Forschung durch: das Wissen darum, dass auch die Begriffe von Forschungsqualität nur als Ergebnis einer historischen Entwicklung verstanden werden können, die häufig konfliktuell verlaufen, in jedem Fall aber auf vielfache Weise historisch eingebettet sind. Es scheint plausibel, dass es etwa so viele Begriffe von Forschungsqualität gibt, wie es historisch Forschende gibt und gab. Nicht alle diese Begriffe haben allerdings die gleiche Karriere und die gleichen Perspektiven. Die Entstehungsgeschichte eines Qualitätsbegriffs erscheint wie so oft als eine Geschichte einer «Diskursordnung». Lang ist die Liste der Konflikte innerhalb der Geschichtswissenschaften, in der anhand eines Begriffs von Forschungsqualität auch Generationen- und Schulenkonflikte ausgetragen wurden. Der Vorwurf, die Qualitätsstandards des Faches nicht einzuhalten, wurde immer wieder zur Ausgrenzung von neuen Strömungen und Deutungsweisen genutzt. Die Debatten um Alphonse Aulards «Taine – historien»

könnten dies ebenso belgen⁹ wie der breit rezipierte Lamprecht-Streit¹⁰ oder in viel näherer Vergangenheit die Polemiken zwischen Sozial- und Kulturgeschichte.¹¹ Bei all diesen Gelegenheiten musste der Begriff der wissenschaftlichen Qualitätsstandards erhalten, um hieraus schlagkräftige Argumente gegen ein konkurrierendes Deutungsangebot zu entwickeln.

Dahinter steht letztlich auch die Frage nach den Bedingungen von Erkenntnis in den Geschichtswissenschaften. Eine solche epistemologisch weitreichende Fragestellung tragen Wissenschaftshistorikerinnen in den letzten Jahren gerne an andere Disziplinen heran und untersuchen dabei die soziale Einbettung von Wissensproduktion. Nur in Bezug auf die Geistes- und insbesondere die Geschichtswissenschaft selbst sind Wissenschaftsforscher zurückhaltend geblieben. Doch auch die Disziplin der Geschichtswissenschaft funktioniert als ein System, das als ein Ineinandergreifen von Macht- und Kontrollinstanzen zu verstehen ist. Debatten um die Evaluation von Forschungsleistungen sitzen häufig der Illusion auf, dass das verschriftlichte Resultat der Forschung (die «Publikation») als Ergebnis eines «freien Schreibens», und mithin als objektivierbares Zeugnis von Forschungsqualität gelten könne. Doch wie in anderen «Aufschreibesystemen» bleibt auch im Feld der historischen Forschung der Text als rein hermeneutischer Kommunikationsmodus eine Illusion – oder in den Worten von Friedrich Kittler eine «Maskerade», die die Bedeutung solcher Instanzen für die Genese des Geschriebenen verschleiert.¹² Das Geschriebene wird mit Bedeutung versehen. Was nicht als bedeutend erkannt wird, wird so effizient wie möglich vergessen. Letztlich erklärt sich hieraus zumindest teilweise die Beobachtung von Birte Kohtz und Alexander Kraus, dass sich «Historiker mehr dafür zu interessieren scheinen, was ihre Kollegen zu schreiben, als für das, was sie zu sagen haben».¹³ Auf die Frage von Qualitätsstandards übertragen hiesse das: Geschrieben wird immer im Bewusstsein der späteren Bewertungsprozeduren oder doch im Be-

9 Daniel Mollenhauer, «Alphonse Aulard – Revolutionsgeschichte zwischen Verwissenschaftlichung und Republikanisierung», in: Erich Pelzer (Hg.): *Revolution und Klio. Die Hauptwerke zur Französischen Revolution*, Göttingen 2004, S. 142–161, S. 152.

10 Roger Chickering, *Karl Lamprecht. A German Academic Life (1856–1915)*, New Jersey 1993, S. 153–174; Hans Cymorek, *Georg von Below und die deutsche Geschichtswissenschaft um 1900*, Stuttgart 1998, S. 192.

11 Etwa Hans-Ulrich Wehler, «Kursbuch der Beliebigkeit», in: *Die Zeit* Nr. 31/2001.

12 Kittler, *Aufschreibesysteme*, S. 24–29.

13 Alexander Kraus, Birte Kohtz, «Zwischen Leichen und Dämonen. Dem Schreiben von Geschichte auf der Spur», in: Dies. (Hg.), *Geschichte als Passion. Über das Entdecken und Erzählen der Vergangenheit. Zehn Gespräche*, Frankfurt a.M. 2011, S. 7–38, S. 18.

wusstsein der Validierung durch bestimmte Instanzen. Der antizipierte Umgang mit Texten trägt zu deren Genese bei.

Dies alles ist Grund genug, eine Hinterfragung des Qualitätsbegriffes mit einer Form von «practical turn» der Geisteswissenschaften zu verbinden. Die Geschichtswissenschaften wären schlecht damit beraten, die Diskussionen um die Forschungsqualität und -bewertung als einen technokratischen Diskurs von Spezialisten zu sehen. Vielmehr sollte Historikerinnen und Historikern daran gelegen sein, diesen Diskurs auch als ihren eigenen zu begreifen: die kulturwissenschaftliche Historisierung der oft holzschnittartig eingesetzten Begriffe von Qualität kann ihre Veränderlichkeit und ihre Kontextabhängigkeit belegen. Bis heute sind etwa die teilnehmenden Beobachtungen und sozialen Analysen an Orten der historischen Wissenserzeugung, die in anderen Fächern so interessante Ergebnisse zu Tage gefördert haben, kaum in Angriff genommen worden.¹⁴ Können wir uns aber überhaupt ein Urteil über Qualität anmassen, wenn wir diesen Begriff nur auf Forschungsergebnisse beziehen, die den Prozess selbst ausklammern? Anders gefragt: gilt es nicht auch zu schauen, was Forschende über «richtige» und «gute» Forschungsstrategien denken, wenn sie im Archiv vor einem ungeordneten Haufen Papier sitzen?¹⁵ Qualitätsbegriffe sind – darauf weist der Aufsatz von Birte Kohtz und Alexander Kraus zu Recht hin – vor allem handlungsleitend und determinieren nicht in erster Linie die Bewertung. Natürlich wollen also viele junge Forschende so «gut» forschen, wie ihre wissenschaftlichen Vorbilder. Allein die Beschreibung der entsprechenden Erfahrungen ihrer Archivvorgänger suchen sie meist vergebens. Zwar sind seit Marc Bloch die Lehrbücher und Ratgeber für die Arbeit im Archiv immer zahlreicher geworden, aber was in der Realität getan *wird*, wie also historische Erkenntnis in einem sozial rückgebundenen Kontext möglich ist, das bleibt bis heute eine weitgehende Leerstelle in der Selbstreflexion des Faches.¹⁶

14 Etwas reflektierter sind hier einige Arbeitsberichte aus Frankreich, die allerdings weitgehend aus Selbstbeschreibungen von Historikern bestehen; Arlette Farge, *Der Geschmack des Archivs*, Göttingen 2011. Auch der inszenierte Bericht über die eigene Forschung, den Alain Corbin seiner biografischen Arbeit zu Louis-Francois Pinagot vorangestellt hat: Alain Corbin, *Auf den Spuren eines Unbekannten. Ein Historiker rekonstruiert ein ganz gewöhnliches Leben*, Frankfurt a.M. 1999, S. 7–16.

15 Martin Lengwiler, Heinrich Hartmann, «Was ist Qualität in der historischen Forschung? Anregungen zu einer fälligen Debatte», in: *traverse. Zeitschrift für Geschichte* 18/2011, Nr. 3, S. 149–159.

16 Marc Bloch, *Aus der Werkstatt des Historikers. Zur Theorie und Praxis der Geschichtswissenschaft*, Frankfurt a.M. 2000; in jüngerer Zeit Martin Burkhart, *Arbeiten im Archiv. Praktischer Leitfaden für Historiker*, Stuttgart 2006; Sabine Brenner-Wilczek et al., *Einführung in die moderne Archivarbeit*, Darmstadt 2006; Martin Lengwiler, *Praxisbuch Geschichte. Einführung in die historischen Methoden*, Zürich 2011.

In letzter Zeit deutet vieles darauf hin, dass einzelne Forschungsprojekte diesen reflexiven «Raum zwischen Substrat und Resultat» zumindest erkannt haben.¹⁷ Interviews mit und Forschungsberichte von Wissenschaftlerinnen können erste Einblicke ermöglichen, was den Arbeitsinhalt von Historikern ausmacht,¹⁸ auch wenn diese Verortungsversuche noch kaum systematisch ausgewertet werden konnten. Das Schreiben als ein Kernprozess des wissenschaftlichen Arbeitens hat dabei bislang wesentlich mehr Aufmerksamkeit erfahren, als das Lesen oder das Arbeiten im Archiv.¹⁹ Die Konstruktion wissenschaftlicher Qualität, gerade auch wie sie im Forschungsprozess antizipiert wird, scheint aber zeit- und kontextgebunden.

Weit abseits eines klassisch-positivistischen Begriffs wissenschaftlicher Qualität bietet auch die Konstitution individueller Sprecher- und Schreibakte auf der Basis einer prozessorientierten Narrativitäts- und Performanzanalyse neue Ansatzpunkte für eine fundiertere Qualitätsdiskussion.²⁰ Gleichzeitig sind die disziplinären Inszenierungsversuche nicht denkbar ohne ein interdisziplinäres Bezugssystem. Am Beispiel der Archivwissenschaften unterstreicht Martin Lengwilers Beitrag, dass der Qualitätsbegriff auch als Ergebnis von akademischen und nicht-akademischen Koevolutionen und Institutionalisierungsprozessen zu verstehen ist.

Die Beiträge dieses Heftes werden auch versuchen, auf diese Weise nach Entstehungs- und Erfolgskontexten historischer Forschung zu fragen. «Warum die und nicht andere?», so könnte man ein Leitmotiv einer solchen Fragestellung paraphrasieren. Der Erfolg von Reinhart Kosellecks Dissertation ist eben keine werkinhärente Selbstverständlichkeit. Sie ist auch Produkt eines Prozesses, in dem die Disziplin sich ihre Klassiker sucht, wie Mario Wimmer vorführt. Was gute und qualitätvolle Auffassung ausmacht, ist dadurch auch abhängig von Strukturen und Grenzen eines Publikationsmarktes und seiner bestimmenden Instanzen, der Verlage. Zugleich führt der Beitrag von Patrick Friden-

17 Alexander Kraus, Birthe Kohtz, *op. cit.*, S. 21. Insbesondere auch das Projekt zu einem Praxeologischen Handbuch der Historischen Kulturwissenschaft, das am Forschungsschwerpunkt der Universität Mainz betrieben wird.

18 Pierre Nora, *Essais d'ego-histoire*, Paris 1987. Kohtz/Kraus, *op. cit.*

19 Hayden White, *Auch Klio dichtet oder die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses*, Stuttgart 1986. Arthur C. Danto, *Narration and Knowledge*, New York 2007 [1985], S. 27–34. Als Anwendung etwa Achim Saupe, *Der Historiker als Detektiv – der Detektiv als Historiker. Historik, Kriminalistik und der Nationalsozialismus als Kriminalroman*, Bielefeld 2009.

20 Viktoria Tkaczyk, «Performativität und Wissen(schafts-)geschichte», in: Klaus W. Hempfer, Jörg Volbers (Hg.), *Theorien des Performativen. Sprache, Wissen Praxis. Eine kritische Bestandsaufnahme*, Bielefeld 2011, S. 115–139, S. 117f.

son vor, dass sich die historischen Wissenschaften dabei keinesfalls passiv verhalten müssen. Vor dem Hintergrund eines eindrücklichen Praxisberichtes beschreibt er das Eigengewicht der Disziplin im Diskurs um die Qualität, deren wichtigstes Werkzeug die Fachzeitschriften bleiben, auch unter den veränderten Vorzeichen von Diversifizierung und Digitalisierung.

Bemerkenswert an der Diskussion über Forschungsevaluationen und Qualitätsbegriffe ist sicherlich, dass sie zeitgleich in verschiedenen Ländern geführt wird, ohne dabei allerdings die geographischen und politischen Grenzen wirklich zu überschreiten. Selten tauschen sich die Kritiker und Bedenkenträger in Bezug auf ihre Argumente wirklich miteinander aus. Während der Drang zur Evaluation durchaus auch von internationalen Agenturen oder Institutionen wie dem European Research Council gelenkt wird, während in den meisten Evaluationsregimen «internationale Experten» einen wichtigen Platz einnehmen,²¹ bleiben die kritischen Debatten meist national. Zu unterschiedlich scheinen die jeweiligen Situationen zu sein, zu klein aber vielleicht auch der Kreis der Experten, die in diese Debatten involviert werden. Dabei gäbe es Gründe genug, über die gemeinsamen Nenner nachzudenken: Die Steuerungsmöglichkeiten der Wissenschaften wird in Zeiten einer europäischen Forschungsförderung bereits zu einem gewissen Mass grenzüberschreitend geführt. Der vorgeblich «gemeinsame Hochschulraum» von Bologna suggeriert Vergleichbarkeit zwischen den Hochschulen in der Schweiz und im Ausland. Die «Evaluation» der Hochschulen wurde durch diese Prozesse zum neuen Ideal der Vergleichbarkeit, wenn auch zunächst in Bezug auf die Lehre. Wenn wissenschaftliche Diskurse weniger vernetzungsfähig sind als die politischen Steuerungsdebatten, erhöht dies in einer wissenschaftspolitischen Perspektive auch den Druck auf die Autonomie der Wissenschaften. Effizienz- und Effektivitätsdiskurse blockieren schon allein durch ihren universellen Geltungsanspruch nur allzu leicht die akademische Freiheit. Warum sollten sich aber Historiker zunehmend auf dieses fremde Terrain begeben, wenn sie innerhalb des fachinternen Diskurses – also in ihrem eigenen Werkzeugkasten – so viele Denkanstöße zum Qualitätsbegriff ungenutzt lassen? Gerade auf dieser Grundlage erschiene es vielleicht möglich, verschiedene nationale Dis-

21 Benoit Godin, «Outline for a History of Science Measurement», in: *Science, Technology & Human Values*, 27/2002, Nr. 1, S. 3–27, S. 7f.

kussionskontexte miteinander zu verbinden und die Argumente miteinander in Beziehung zu setzen.

Die folgenden Beiträge nehmen insbesondere drei Fragestellungen auf: a) Eine eher systemische Perspektive, die sich mit den langfristigen institutionellen Verschiebungen und Effekten der Qualitätsdebatten beschäftigt; b) Die Frage nach dem Qualitätsbegriff und seiner Anwendung; c) Die Frage nach der Akzeptanz durch die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler selbst.

a) *Die Steuerbarkeit von Wissenschaft und das Verhältnis von staatlichen Förderinstrumenten und historischer Forschung.* Mit der Qualitätsbewertung in der Forschung verbinden sich oft zwei unterschiedliche Ziele: einerseits geht es darum, die Allokation von knappen oder knapper werdenden finanziellen Ressourcen zu verbessern und «gute Forschung» zu fördern. Andererseits werden damit aber auch strukturelle Verschiebungen und Veränderungen begründet, in denen die Freiheit der Forschung weniger durch die Unabhängigkeit der Universität garantiert wird als vielmehr von den richtigen «Gefäßen», also den richtigen Drittmittelprogrammen abhängt. Dadurch sieht sich die Forschung mit dem Problem konfrontiert, in welchem Verhältnis sie zum Staat und zu anwendungsorientierten Forschungsinstitutionen steht. Auf dieses spannungsgeladene Verhältnis geht insbesondere Werner Plumpe mit seinen pointiert kritischen Anmerkungen zu den Hintergründen neuer Evaluationsregime ein. Sein Essay bezieht deutlich Position in einer wissenschaftspolitisch sensiblen Debatte. Optimistischer ist die Perspektive, die Patrick Fridenson auf das Wechselverhältnis von inner- und ausserdisziplinären Qualitätsdebatten wirft. An Hand der Evaluationspraktiken der Fachzeitschriften unterstreicht er die Möglichkeiten des Faches, Programme und Positionen selbst auszuhandeln.

Aber die Frage der Autonomie der historischen Forschung stellt sich nicht nur auf der inhaltlichen Ebene. Es geht auch um die formalen Restriktionen neuer institutioneller Gefäße. So gibt es in den Geisteswissenschaften auch immer lauter werdende Stimmen, die der Meinung sind, dass die Form des Projekts oder gar des Projektverbunds nicht die adäquate Form darstellt, um Erkenntnisse zu generieren.²² Die Geschichtswissenschaften werden hier in neue Strukturen hineingedrängt, die ihnen nicht in jedem Fall entsprechen, vielleicht sogar epistemisch

22 Christina Besio, *Forschungsprojekte. Zum Organisationswandel in der Wissenschaft*, Bielefeld 2009.

hinderlich sein können. Martin Lengwiler und Mario Wimmer geben mit ihren historiografischen Untersuchungen auch einen kleinen Einblick in die Entwicklung dieses Wechselverhältnisses zwischen Fachkultur und Wissenschaftspolitik. Auch vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, mit welchen intendierten und nichtintendierten Folgen die Geisteswissenschaften es in den nächsten Jahren zu tun haben und wie sich dies auf die althergebrachten wissenschaftlichen Institutionen auswirkt.

b) *Die Historizität von Qualitätsbegriffen und praxeologische Perspektiven auf ihre Veränderlichkeit.* Die Konjunktur wissenschaftshistorischer Forschung in den letzten Jahren legt es nahe, auch über die Historizität von Qualitätsbegriffen nachzudenken. Die besondere Tiefenschärfe, die historische Wissenschaften gegenüber Qualitätsbegriffen mitbringen können, ist allerdings bislang noch wenig genutzt worden. Historikerinnen und Historiker haben eine spezifische Perspektive auf hochschulpolitische Debatten und auf die Frage von Qualität in der Forschung. Sie sind häufig nicht nur vertraut mit ihrer eigenen Arbeit und der ihrer Arbeitskolleginnen, sondern auch ihrer Vorgänger – oft Arbeiten, die bereits 50, 100 oder mehr Jahre alt sind. Sie haben neben ihrem eigenen Professionsverständnis auch ein Gefühl für die Genese der aktuellen Auffassung von Wissenschaft. Die Beiträge von Martin Lengwiler, Mario Wimmer sowie Birte Kohtz und Alexander Kraus verdeutlichen, dass die inhärenten Qualitätskriterien einer Disziplin keine festen Grössen sind. Zu unterschiedlichen Zeiten, in unterschiedlichen Regionen und Schulen zeigen sich äusserst divergente Auffassungen davon, wie man ein historisches Faktum oder einen historischen Zusammenhang konstruiert. Die Ansprüche an die «Wissenschaftlichkeit» von Fussnoten, an die Menge von Quellenmaterial pro Beleg oder an die genaue Anwendung der pathetisch hochgehaltenen Quellenkritik können sehr unterschiedlich sein. Die Beiträge, die dieses Heft in Hinblick auf eine solche praxeologische Wende der Qualitätsdebatte zusammenträgt, können allerdings nur die Dimensionen dieses Arguments ausleuchten. Sie zeigen, wie gross die Potentiale einer wissenschaftstheoretischen Selbstreflexion der Geisteswissenschaften auch in diesem Bereich sind.

c) *Die Akzeptanz von Bewertungsinstrumenten durch Forscherinnen und Forscher.* Letztlich kann die Leistungsmessung in allen wissenschaftlichen Disziplinen nur produktiv sein, wenn eine deutliche Mehrheit der Mitglieder der Disziplin diese auch akzeptiert. Diese Akzeptanz hängt unter anderem davon ab, ob der Kriterienkatalog intuitiv für die Angehörigen der Disziplin zugänglich ist und eigene subjektive Erfah-

rungen widerspiegelt, wie dies der Bericht von Kohtz und Kraus über die fachliche Selbstverortung von Historikerinnen und Historikern diskutiert. Gerade in Bezug auf die Publikationspraktiken wird eine solche Frage relevant.²³ Die hohe Bedeutung von Qualifikationsarbeiten und den damit verbundenen Monografien stellt hier eine häufig zitierte Besonderheit geisteswissenschaftlicher Forschung dar. Ähnliches könnte man in Bezug auf die Strukturen des Publikationsmarktes im Allgemeinen sagen, wie sich dies auch im Aufsatz von Mario Wimmer andeutet. Auf Grund der geringeren Zeitgebundenheit der historischen Forschungsergebnisse (verglichen etwa mit einem Paper über neue Erkenntnisse in der Quantenphysik, wo Forschungsergebnisse bereits nach wenigen Jahren oder gar Monaten an Interesse verlieren) ist der unmittelbare Dokumentationscharakter bei geisteswissenschaftlichen Publikationen weniger wichtig. Eine «gute» historische Darstellung sollte dagegen auch nach einigen Jahren noch lesbar sein, sie entfaltet ihre Wirkung häufig erst nach einiger Zeit. Die Interaktivität des Publikationsprozesses in Aushandlung zwischen Fachkomitees, Autorinnen und Leserschaft bleibt dabei zentral, wie auch der Beitrag von Patrick Fridenson hervorhebt. Die Dissonanzen, die viele Wissenschaftsadministratoren durch zu voreilige Kriterienbündel hervorrufen, erzeugen bei Historikerinnen häufig Irritationen und führen gelegentlich zur Fundamentalopposition gegen jegliche Versuche Qualitätskriterien zu definieren, wie Werner Plumpe dies am Beispiel des deutschen Historikerverbandes beschreibt. Letztlich bleiben Qualitätskriterien wirkungslos, wenn die Fachverbände und die einzelnen Forschenden sich und ihre Arbeit darin nicht wiederfinden. Erst breite Akzeptanz macht eine sinnvolle Anwendung dieser Konzepte möglich.

23 Stefan Gradmann, «Publikation, Qualität, Reputation. Zu den Rahmenbedingungen einer Dreiecksbeziehung in den Geisteswissenschaften unter digital-vernetzten Bedingungen», in: E. Lack, *op. cit.*, S. 230–250; Joseph Jurt, «Vom Aufsatz und Buch zum Journal. Wandel der Publikationskulturen in unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen. Das Beispiel der Geisteswissenschaften», in: *Qualitätssicherung in der Forschung*, hg. von der Österreichischen Forschungsgemeinschaft, Wien 2011, http://www.oefg.at/text/veranstaltungen/qualitaetssicherung/beitrag_jurt.pdf.